

The Forest aus der Sicht des einzigen Vernünftigen

VERGEBT MIR!

Ein Ausflug in den Wald voller Kannibalen hat erstaunliche Auswirkungen auf unseren Autor Alexander Krüzfeldt. Denn er beginnt, an seinem eigenen Verstand zu zweifeln. Von Alexander Krüzfeldt



Alexander Krüzfeldt

Alexander, 36, hat schon früher The Forest gespielt – und zwar als Kind, analog, allein im Wald! Später dann mit seinen Freunden, die immer campen wollten. Und auch dann, wenn er Konserven aus dem Keller holen sollte, vorbei an den Hausspinnen. Heute lebt er friedlich in Norddeutschland, und nur manchmal, wenn sein Sohn abends sagt: »Papa, da ist was unter meinem Bett!«, holt ihn seine Vergangenheit wieder ein. Diese Bilder. Und dann raunt Alexander vom Sessel: »Ja, das kann gut sein. Ich werde jedenfalls nicht nachsehen!«



Die Geschichte beginnt so: Ich stehe an einem Flugzeugwrack und trinke Limo, Passagiersitze liegen über die Waldlichtung verstreut, der Himmel zeigt eine Auswahl schwarzer Vögel, und mein Junge ist weg, aber das muss ja kein Nachteil sein! Das Quest-Log nervt, ich solle ihn retten, aber ich bin selbst Eltern genug, dass ich weiß, dass eine halbe Stunde Ruhe auch mal ganz schön sein kann, weshalb ich ihn jetzt nicht

suchen werde. Wie oft habe ich gesagt: »Lauf nicht so weit weg!« Das Schicksal würde ihm jetzt die Haare schneiden.

Insel der Verrückten

Als ich mit der Limo fertig bin, beschließe ich, mich etwas umzusehen. Peter Bathge hatte mir erzählt, The Forest sei ein Schocker, aber da ich mich eh für den einzigen Vernünftigen auf dieser Welt halte, habe

ich natürlich überhaupt kein Problem damit, mir eine Insel mit Verrückten zu teilen. Ich durchquere den Wald, wie man Wälder durchquert, vorsichtig und im schreitenden Gang eines Reiher. Neben mir hebt ein Hase den Kopf aus dem Gras, mit dem Blick, als wäre ihm gerade erst aufgefallen, dass er etwas Schreckliches aus seiner Kindheit verdrängt hat. Ich erschlage ihn mit einem saten, zufriedenen Gefühl. Das geht alles leicht von der Hand. Ich trenne das Fell vom Fleisch, das sich mit dem Geräusch eines sich langsam öffnenden Klettverschlusses löst. Neben mir lehnt ein Mann am Baum und beobachtet mich. Er hat einen Tennisball im Mund, und seine Augen sind blind und weiß wie Spinneneier. Sein Zelt knattert zwischen den dünnen Bäumen.



Mit dem Fleisch überquere ich eine Lichtung, vorbei an einem seichten Brackwasserstümpel, daneben kniet ein Mann, der in seinen Tennisschläger eingeflochten ist, was mich an diesen Witz während Corona erinnert: dass man endlich wieder Leute ohne Probleme treffen kann, aber find mal noch Leute ohne Probleme.

Wasser und weitere Tristesse

Da ich Norddeutscher bin, zieht es mich automatisch zum Wasser. Lachse laichen auch in den Heimatgewässern und überspringen dafür Staustufen, in gewisser Weise bin ich also vermutlich ein Lachs. Von den Felsklippen sehe ich hinaus auf die graue See, die schäumt vor Wut und murmelt und sich zu allen Seiten umblickt. Ich stecke meine Axt weg und versuche mich am Abstieg. Zu steil! In mir brandet der Verdacht an, dass es eine gute Idee sein könnte, auf die kleine Insel vor der Küste zu schwimmen. Die Nacht würde ich ungern im offenen Wald verbringen. Wie in jedem Wald hierzulande vermute ich überall Menschen, die plötzlich zwischen den Kiefern stehen, in Windbreaker-Jacken, mit Leuchtstreifen am Helm, und in gebeugter Haltung hektisch nach Pilzen kratzen. Auf der Insel hätte ich vermutlich meine Ruhe. Ich schwimme hinüber und entzünde ein Feuer, und das Feuer knackt, was Feuer eben so macht, und bald kann ich über die orangen Spitzen das andere Ufer kaum noch sehen, nur die Hütten, die wie Hai-fischflossen aufgereiht am Strand stehen, und die Funken schlagen hinauf zu einem schwarzem Mond, der äonenalt auf mich herablickt, und dann schlafe ich ein.



Das Camp

Am nächsten Morgen raffe ich meine Sachen zusammen und wate hinüber ans andere Ufer. Der Strand ist grau und leer. Das Wasser wirkt kalt. Das Quest-Log sagt, ich solle die anderen Passagiere suchen, die mit mir unterwegs waren, aber ich mache sicher nicht auch noch den Job der Airline. Ich sammle Äste und Blätter, um einen Unterstand zu bauen. Was ich dafür brauche, weiß ich auch ohne Quest-Log. Zwei sehr gute Freunde, die beide zu viel The Forest und Raft gespielt haben, bauen derzeit ihre Siedlung in meinem Garten nach. Daher weiß ich, a) dass man zur Zweige und Stämme und Fasern braucht und b) dass zu viel The Forest spielen im realen Leben voll auf die geistige Gesundheit schlägt. GaLieGrü!

Ich finde eine Zeltstadt im Wald und kann mir nicht vorstellen, dass Verirren bei gleich-

zeitig guter Aussicht darüber hinwegtäuschen kann, dass man Kellerasseln im Haar hat. Die meisten Leute sind einfach ein bisschen nah an die Sonne gekommen, den Verdacht habe ich schon länger. Was mein Junge wohl macht? Ich hoffe, es geht ihm gut, auch wenn ich ihn nicht kenne. Merke zunehmend, wie mir die Leere und Melancholie der Insel zusetzt. Bin immer noch froh, alleine zu sein, aber nicht mehr durchgehend.

Während ich versuche, einen Baumstamm durch Anstoßen über das Meer zu meiner Insel zu bugsieren, sehe ich hinüber zu den Klippen und habe das Gefühl, in meinem eigenen Doppelspaltexperiment zu sitzen: Wenn ich nicht hingucke, steht da etwas und beobachtet mich. Und wenn ich hinsehe, ist es weg. Gegen Abend bekomme ich Hunger, treffe eine Möwe und erschlage sie mit dem Ernst eines Spätberufenen.

Wie findet ihr meine Insel? Sie erinnert mit dem grauen Strand und den wenig bemerkenswerten Details fast an Syllt.



NEW ITEMS AVAILABLE TO CRAFT. PRESS E TO OPEN SURVIVAL BOOK

Melancholie

In der Nacht habe ich einen seltsamen Traum. Ich stehe in der Charité auf Lino-leumboden, und im Brutkasten vor mir liegt mein Junge. Er ist, enttäuscht über das eigene Leben, verschieden, die Hände zu kleinen grauen Fäustchen geballt.

Am darauffolgenden Morgen bin ich überwiegend damit beschäftigt, Federn an meine Axt anzubringen, damit sie schneller schwingt. Ich rufe von meiner Insel gen Ufer. Ich schwimme durch das Wasser. Ich stehe am Strand. Und rufe. Dass ich jetzt meinen Jungen retten komme. Aber ich bekomme keine Antwort. Haie sind an den Strand angespült worden, was keinen Sinn ergibt.

Das Licht ist strittig. Die See wirkt aufgewühlt. Ich versuche, Haie zu ernten, aber Haie lassen sich nicht ernten. Ich durchquere den Wald im schreitenden Gang eines Reihers. Ein Hase hebt den Kopf aus dem Gras. Ich erschlage ihn. Ich schneide Stücke vom Fleisch ab, über dem Feuer, auf meiner Insel. Vor der schroffen Küste mit den Felsklippen.

Haie ernten

Wache am nächsten Morgen auf, mit dem Gefühl, vollständig zerrütet zu sein. Ist es das, was The Forest so besonders macht? Ich habe immer noch das Gefühl, der einzig Vernünftige zu sein, aber sicher bin ich nicht. Ich rufe hinüber zur Küste. Ich wate. Ich erschlage zwei Meeresschildkröten unter Artenschutz und versuche erneut, einen Hai zu ernten. Während ich einen Lappen um meine Axt bastele, um sie später anzuzünden, vielleicht lockt das sogar Schiffe an, sehe ich zum ersten Mal die hagere Gestalt oben auf den Klippen. Wobei ich durch die Entfernung nicht weiß, ob sie mich wirklich sieht. Einige Sekunden steht sie so da, könnte eine Frau sein, könnte aber auch ein Mann sein, dann macht die Gestalt kehrt und ist genauso schnell wieder verschwunden. Ich beschleibe ihr nachzugehen und durchquere den Wald, indem ich eine Weile schweigend über Unrat steige. Ich frage mich, ob ich überhaupt einen Jungen habe oder ob es



das nie gab: einen Jungen. Vielleicht würde ich eines Tages wach werden und feststellen, dass das auf meinem Arm in Wirklichkeit eine Rübe ist. Und dass ich Rübengeburtstag feiere und Rübengergarten und Rübeneinschulung. Und überall in meiner Wohnung säßen die Rüben an gedeckten Tischen, denen ich kleine Kleider genäht habe, und ihre Haare, die Stroh sind, sind

zerzaust. Und sie schauen mich aufmerksam an; die Augen von rechts nach links. Ich atme tief durch und versuche, bei Verstand zu bleiben. Es ist eine dünne Linie, die man nur einmal übertreten kann. Bin nicht mehr so froh, alleine zu sein. Was war eigentlich das letzte Vernünftige, was ich gemacht habe? Und wovor soll ich mehr Angst haben – dass jemand kommt oder dass nie mehr jemand kommen wird?

Eine Frau, sie hat Brüste

Während ich Beeren von Sträuchern esse, die nicht essbar sind und mir den Magen verderbe, breche ich durch das Unterholz, verwirrt, zeitlos und ziellos. Ich wandere durch leere Hütten und betrachte die Lichtpuzzles an der Decke. Lausche wie in Trance dem Klackern der Schädel, die an Schnüren hängen. Auf Bali würden die Leute dafür viel Geld lassen.

Die Hütten am Strand erinnern daran, dass der Architekt hier versucht hat,





räumlich seine Depression abzubilden. Weil ich merke, dass ich durch die Haie über und über mit Blut besudelt bin, wate ich in einen Tümpel und wasche mich ausgiebig. Da steht diese Frau wieder. Was sie wohl denkt: dass ich einer von ihnen bin oder dass ich ich bin? Es muss eine Frau sein, sie hat Brüste. Ihr langes Haar hängt tropfnass in langen, schmutzigen Strähnen von ihrem Kopf. Ich eile hinüber. Sie eilt davon. Ich eile ihr freudig nach, die Arme ausgebreitet. Sie flüchtet, so schnell sie kann, ins Unterholz, ich hinterher. Ich fühle mich frei und freudig wie ein Kind, das über eine Wiese eilt. »Warte«, rufe ich. Ich erschlage sie mit einem satten, zufriedenen Gefühl. Du darfst nie Angst haben vor dem Mörder. Der Mörder muss immer Angst haben vor dir. Denn was meine Freunde hier nicht wissen: Ich habe schon echte Kannibalen getroffen, 2020 und 2021 war das. Ich saß in Besuchsräumen verschiedener Langstrafgefängnisse im strittigen Licht der Deckenlampe und interviewte verurteilte und nicht verurteilte Kannibalen. Also solche, bei denen der Verdacht bestand. Sie waren größtenteils nett und aufgeräumt, und nur, als ich einen mal fragte, wie eigentlich der Kopf in den Topf kam, war da dieser kurze stechende Schimmer. Als würden die Pupillen samt Iris für eine Sekunde schwarz, wie der Mond über meiner Insel. Und dann sagte er: Er habe einfach die Blicke seines Opfers nicht mehr ertragen können. Was mir jetzt, auf meiner Insel, total schlüssig erscheint.

Schreibe Peter eine Mail, ob ich diese Anekdote in seinem Magazin veröffentlichen dürfe. Er schreibt zurück: »Okay. Solange du

nicht schreibst, dass Leute zu essen total cool ist.« Ich frage mich echt, wie er darauf kommt. Mache ich diesen Eindruck? Das würde erklären, warum mich alle auf der Insel so vertraut angucken, als wäre ich einer von ihnen. Habe ich Tennisbälle in der Tasche? Ja. In meinem Inventar. Warum?

Das Schicksal des Feldhasen

Ich wasche mir den Rest Blut ab und mache mich auf die Suche nach dem Kind. Gibt es eigentlich einen validen Beweis, dass ich Kinder habe? Ich habe keine Familienfotos oder so etwas. Doch, habe ich. Klebt an meinem Rucksack. Immerhin. Rette deinen Jungen, sagt das Quest-Log.

Ich bin jetzt entschlossen, es zu tun. Der Wald liegt da wie ein offenes Buch. Geduckt folge ich den Pfaden, die ich kenne. Ich werde meinen Jungen retten, koste es, was es wolle. Am Rande eines kleinen Unterholzweges finde ich einen seichten Wasserfall, daneben stehen ein hagerer Mann und eine hagere Frau. Ich pirsche mich an und versu-

che, sie hinterrücks zu erschlagen. Gerade als ich die Frau auf den Knien habe, attackiert mich ein weiterer Mann von hinten und schlägt mich bewusstlos. Mein letzter Blick ist der eines Feldhasen, dem gerade auffällt, dass er etwas Schreckliches aus seiner Kindheit verdrängt hat und ihm jetzt jede Zeit fehlt für die Aufarbeitung.

Ich werde durch hohes Gras gezogen. Ich sehe Arme, die mich halten, und Beine, die das Gras passieren. Im schreitenden Gang eines Reiher. Ich hänge von der Decke. Es ist dunkel. Mit der Axt schlage ich mich los. Ich lande unsanft auf dem Boden. Ich finde verschiedene Karten, einen Kompass, einen Speer und einen Zettel in den dunklen, glitschigen Eingeweiden eines Fleischberges: »Ein eifersüchtiger Gott bestraft die Kinder für die Schuld der Eltern.« In diesem Moment verstehe ich, dass nicht ich meinen Sohn verlassen habe. Sondern mein Sohn mich. Ich stehe einige Sekunden fassungslos da. Dann springt mich etwas aus der Dunkelheit an. »Vergib mir«, flüstere ich. ★

